

Maria - Jungfrau, Mutter, Tochter ihres Sohnes?

Maria in der Bibel

Gleich vorweg: der biblische Befund ist in Bezug auf Äußerungen zu Maria äußerst dürftig. In den paulinischen Briefen, den frühesten Dokumenten des Neuen Testaments, ist ohne Namensnennung nur lapidar von der Geburt Jesu „aus der Frau“ (Gal 4,4), nicht aber aus „der Jungfrau“ die Rede. Von Miriam bzw. Maria hören wir bei Markus – außer einer Namensnennung zusammen mit den Namen der vier Brüder und den Schwestern Jesu – nur ein einziges Mal: als nämlich die Mutter mit ihren Söhnen Jesus, den sie für verrückt hielten, mit Gewalt nach Hause holen wollten. Den Evangelien von Markus, Matthäus und Lukas zufolge fehlt Maria unter dem Kreuz genauso wie in den Ostergeschichten. Nur das späte Johannesevangelium berichtet von einer Szene unter dem Kreuz, weiß aber auch wie alle übrigen neutestamentlichen Zeugen nichts von einer Jungfrauengeburt. In der Apostelgeschichte wird Maria als Mitglied der ersten christlichen Gemeinschaft gewürdigt.

Maria als idealisierte und stilisierte Mutter

Die Familie - und mit dieser die Beziehung zu seiner Mutter - ist für Jesus die Kontrastfolie, von der er sich abhebt. Sie versteht ihn nicht, missversteht in eher, bleibt die vorgegebene Selbstverständlichkeit, mit der er sich nicht länger befasst und auf sich beruhen lässt. Die moralische Weisung in Richtung Familie konnte und wollte aber auf das Beispiel Jesu nicht verzichten; aus diesem Grund gibt es intensive - aber unbiblische - Rekonstruktionen der Heiligen Familie in Nazareth als strahlendes Beispiel der Harmonie, mit dem fügsamen Jesus in der Mitte. Das Schweigen der Quellen war ein günstiger Ausgangspunkt für die Herstellung dieses Idylls. Mehr als die wahrlich verwegenen Künste der alten Exegese waren es die Bilder, die Predigten und die unmittelbar zum Herzen sprechenden Erbauungstexte, die Jesus wieder in die offenen Arme Maria zurückführten und nun erstmals die Umarmung zeigten und so den Sohn im Mantel der mütterlichen Liebe zur Ikone des seligen Einvernehmens werden ließen. Es ist freilich nicht der erwachsene Jesus, der Prophet auf den Wegen zwischen Judäa und Galiläa, sondern vorwiegend das Jesusbaby und die Jesusleiche, die im Mutterschoß erscheinen. Die weitaus meisten Bilder zeigen ihn so, wenn sie ihn mit seiner Mutter „vorführen“. Die unmündige

Ohnmachtsgestalt, nicht der Mann der großen und reifen Absichten kommt heim - Jesus ist zum Muttersohn geworden. Der Marienkult enthält neben vielem anderen auch die Geschichte der symbolischen Infantilisierung Jesu.

Maria der Dogmatik

Aus der Apostelgeschichte erfahren wir, wie Paulus in Ephesus, dem Zentrum des Kultes um die Fruchtbarkeitsgöttin Artemis, einen Aufruhr verursacht. Einer der dort lebenden und vom Kult profitierenden Silberschmiede wiegelte die Menge gegen den Heidenapostel auf, der „mit seiner Behauptung, die mit Händen gemachten Götter seien keine Götter“, ihr Gewerbe und den Wohlstand der Stadt gefährdete. „Die ganze Stadt geriet in Aufruhr; alles stürmte ins Theater“, wo sie gegen die Christen (und Juden) protestierten und „fast zwei Stunden lang wie aus einem Mund schrien: Groß ist die Artemis von Ephesus!“ (Apg 19,21-40). Fast 400 Jahre später versammelten sich dort die wichtigsten kirchlichen Würdenträger. Der Kaiser selbst hatte sie zusammengerufen, um eine Frage zu entscheiden, an der die Kirche zu zerfallen drohte: sollte die Jungfrau Maria den Titel „Theotokos“ – „Gottesgebäerin“ – tragen oder nur „Christotokos“, also „Christusgebäerin“? Die Theotokos-Fraktion setzte sich durch und tobte stundenlang durch die Stadt, wobei sie immer wieder Hochrufe auf die Gottesgebäerin Maria ausbrachte.

Was für ein Aufstieg! Von der jüdischen Mutter Miriam, deren Sohn vom Imperium hingerichtet wurde, zur Mutter der einzigen Gottheit des Imperiums. Einer Legende nach verbrachte Maria ihre letzten Tage zusammen mit dem Apostel Johannes in Ephesus. Den Aufstand der Silberschmiede hätte sie demzufolge vielleicht miterlebt. Auf jeden Fall hätte sie ihn verstanden, schließlich waren die Juden mit ihrem unsichtbaren Gott überall im Mittelmeerraum die Feinde der Götzendiener. Über das Konzil aber hätte sie wohl nur ungläubig den Kopf geschüttelt. Seitdem aber das Christentum zur römischen Staatsreligion geworden ist und dadurch aus dem Pazifisten Jesus der Heer der irdischen Heerscharen geworden war, musste so manches neu gedacht und gefühlt werden. Die Verantwortung der Kirche als kaiserliche Ordnungs- und Rechtfertigungsmacht verlangte nach Erhöhung ihrer zentralen Gestalten. Und wenn also Jesus Gott war – so das Konzil von Nicäa im Jahre 325 – musste dann seine Mutter nicht notwendigerweise „Gottesmutter“ sein? Und konnte eine Frau Gott – also das absolut Vollkommene – empfangen und gebären, wenn sie selbst als Tochter Evas den Fluch der Erbsünde in sich trug und

so an ihr Kind weitergeben musste? War es also nicht folgerichtig anzunehmen, dass sie nicht nur Jesus jungfräulich empfing, sondern selbst unbefleckt, also ohne Sünde, empfangen wurde? Und wenn sie also die Sünde nicht, wie alle anderen Menschen, vom Augenblick der Empfängnis an in sich trug, wie konnte dann ihr Körper, wie der aller anderen Menschen, den Lohn der Sünde ernten: Tod und Verwesung? Erscheint es daher nicht logisch, dass sie mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen wurde? Beginnend in der Spätantike schuf also die Scholastik mit strenger Vernunft eine Marienlehre, die 1854 im Dogma der Unbefleckten Empfängnis und 1950 im Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel mündete. Die Kirchengeschichte zeigt, dass aus dem jeweils unterlegenen Dogma eine „Häresie“ entstand und von erbitterten Kämpfen um unbeweisbare letzte Wahrheiten begleitet wurden. Trotz dieser dogmatischen Streitigkeiten ist unbestreitbar, dass die symbolische Potenz der Mariengestalt das abendländische Frauenbild geprägt, ja geformt hat. Es ist wohl die schillernde Vielgestaltigkeit und Nichtausdeutbarkeit der Maria, die ihre ungeheure Wirkung auf die europäische und später auf die südamerikanische Fantasie begründet. Einerseits sind hierzu die Bilder der Niedrigkeit zu nennen: die unehelich Schwangere, die gebärende Obdachlose und die flüchtende Asylantin. Und andererseits sind da die Bilder der Hohheit: die auf der Mondsichel thronende, von der Sonne bekleidete Himmelskönigin, die unter ihrem Fuß die Schlange der Sünde zerdrückt; die vom Sohn Gekrönte, die neben dem Vater auf dem Himmelsthron Platz nimmt; die Schutzmantelmadonna, welche die Menschen vor dem Zorn ihres Sohnes schützt, wie eine Mutter ihr Kind vor dem väterlichen Zorn. In diesem letztgenannten Bild wird jenes katholische Paradoxon deutlich, das Dante Alighieri in folgenden Vers ausdrückte: „Vergine, madre, figlia del tuo figlio“ – Jungfrau, Mutter, Tochter deines Sohnes.

Wie sind nun die biblischen und dogmatischen Aussagen über Maria zu verstehen? Was sind deren eigentliche Absichten? Steckt etwa hinter der Lehre von der „unbefleckten Empfängnis“ etwas anderes als eine rein biologische Information? Gerade am Beispiel der Marienlehre zeigt sich deutlich der Unterschied zwischen der logisch-naturwissenschaftlich geprägten Alltagssprache und einer symbolisch-mythischen Religionssprache. Während erstere das „Wie“ fokussiert und Wissen vermitteln will geht es der religiösen Sprache vor allem um das „Wozu“, also um die Vermittlung von (Lebens)Weisheit. Die biblischen Kindheitsgeschichten wollen das Geheimnis Jesu nicht erklären, sondern verklären, d.h. nicht die Historie steht im

Vordergrund, sondern das Bekenntnis zu Jesus dem Christus. Dass die Jungfrauengeburt, welche in allen Zeiten und in allen Völkern erwähnt wurde, in der Bibel ihren Niederschlag gefunden hat, hat übrigens mit einem Übersetzungsfehler zu tun. Denn in der berühmten Immanuel-Wahrsagung des Jesajabuches ist nur von einer „jungen Frau“ (hebräisch „alma“) die Rede, die einen Sohn gebären wird. In der griechischen Übersetzung der Hebräischen Bibel allerdings wird „alma“ fälschlicherweise mit „parthénos“, d.h. „Jungfrau“ wiedergegeben, und so ist diese Stelle auch ins Neue Testament, genauer gesagt in die Evangelien von Matthäus und Lukas gelangt. Markus, Johannes und auch Paulus greifen nicht auf dieses Symbol zurück, um ihr Bekenntnis zu Jesus als dem Messias, Christus und Gottessohn zu bekennen. Die Jungfrauengeburt – so kann man durchaus folgern – gehört somit offensichtlich nicht zur Mitte des Evangeliums; sie ist nicht nur nicht exklusiv christlich, sie ist auch nicht zentral christlich! Der Christusglaube steht und fällt also keineswegs mit dem Bekenntnis zur Jungfrauengeburt. Was soll nun mit dem Topos der Jungfrauengeburt ausgesagt werden? Mit Jesus ist von Gott her – in der Geschichte der Welt als auch im einzelnen Leben – ein wahrhaft neuer Anfang gemacht worden, wobei die Initiative nicht von den Menschen ausgeht, sondern von Gott selbst. Ursprung und Bedeutung von Jesu Person und Geschick erklären sich also nicht aus dem innerweltlichen Geschichtsablauf, sondern sind für die Gläubigen letztlich aus dem Handeln Gottes durch ihn und in ihm zu verstehen. Nicht die selbsterbrachte Leistung, sondern die dankbare Annahme eines unverdienten Geschenkes ist die gottgewollte Haltung der Menschen – eine gewagte Aussage in einer Gesellschaft, die sich über Leistung definiert! Freilich meinte schon vor vierzig Jahren eine katholische Autorität: „Die Gottessohnschaft Jesu beruht nach kirchlichem Glauben nicht darauf, dass Jesus keinen menschlichen Vater hatte. Die Lehre vom Gottsein Jesu würde nicht angetastet, wenn Jesus aus einer normalen menschlichen Ehe hervorgegangen wäre.“ Der Autor dieser häretisch anmutenden Aussage ist übrigens Benedikt XVI.

Aussagen über Maria haben keinen Selbstzweck, sondern in erster Linie eine christologische als auch eine ekklesiologische Sinnspitze, wollen also etwas über Christus bzw. die Kirche ausdrücken. So wird für die Kirche das „fiat“ der Maria zum Prototyp eines gläubig gesprochenen Amens auf das „Ja Gottes“. Im diesem kirchlichen Zusammenhang muss auf eine nicht unproblematische Bedeutungsverschiebung hingewiesen werden. Maria wurde im Laufe der

Hochscholastik schlichtweg an die Seite des fortlaufenden Erlösungswerkes Christi gestellt. Das Zentrum des Interesses der Glaubenden verschob sich von Maria als Vertreterin der gläubigen Kirche und so auch der erlösten Menschheit zu Maria als Spenderin, welche die Gnade Christi an die Gläubigen austeilte. Im Zweiten Vatikanischen Konzil wird der ursprüngliche christologische und ekklesiale Zusammenhang wiederhergestellt wird, indem die Lehre über Maria in die Kirchenkonstitution „Lumen Gentium“ (8. Kap.) eingebaut wurde. Was sind nun die christologischen Aussagen in den vier zentralen mariologischen Lehrensätzen? Im Konzil von Ephesos (431) wird Maria als Gottesgebälerin („Theotokos“) bezeichnet. Den Hintergrund hierfür bildet die altkirchliche Auseinandersetzung über das Verhältnis von Gottheit und Menschheit in Jesus, der nach der Fleischwerdung („Inkarnation“) göttliche Gestalt angenommen hat. Da Jesus ganz Gott ist – so die Logik dieser Lehre – muss Maria also Gottesgebälerin sein. Wenn das 2. Konzil von Konstantinopel (553) von der „immerwährenden Jungfräulichkeit Marias“ („Aeipartheneia“) spricht, so wird dadurch ebenfalls die Göttlichkeit Jesu hervorgehoben, da das Kommen des sündlosen, weil göttlichen Christus der Sündenstrafe der Geburtsschmerzen (Gen 3,16) widerspricht. Die für den heutigen Festtag relevante Aussage von der „Unbefleckten Empfängnis“ („Immaculata conceptio“) spießt sich vordergründig mit dieser christologischen Aussage. Wenn Maria – so bereits Thomas von Aquin – von der Erbsünde bewahrt wurde, dann schwächt dies die Würde und Macht Christi als Erlöser. Hier hilft jedoch die Unterscheidung des Theologen Duns Scotus; dieser hebt den Unterschied zwischen der Befreiung und der Bewahrung Mariens von der Urschuld hervor. Das Dogma spricht eindeutig von der Bewahrung, das heißt Maria ist nicht von der Erlösung befreit, d.h. ausgenommen, aber sie wird vor der Erbsünde bewahrt. Das Erlösungswerk Christi, - dass in Maria bis in die Tiefen ihres Seins und bis zum ersten Augenblick ihres Entstehens zurückreichte -, gilt somit ausnahmslos für alle Geschöpfe. Er ist also für alle Menschen gestorben und die Hohenheit Jesu bleibt unangetastet. Das jüngste Mariendogma von der leiblichen Aufnahme Mariens („Assumptio“) ist dann richtig zu verstehen, wenn man hierzu die Himmelfahrt Jesu als Vergleich heranzieht. Die lateinische Sprache macht den qualitative Unterschied der beiden Feste und der dahinter stehenden Glaubenswahrheiten deutlich: die Erhöhung des Herrn heißt *ascensio*, während jene der Maria als *assumptio* bezeichnet wird. Im ersten Fall wird das aktive Moment, im zweiten das passive klar

hervorgehoben: Christus stieg aus eigener Kraft, d.h. kraft seiner Gottheit auf; Maria erfährt ihre Herrlichkeit als Aufnahme, d.h. als etwas an ihr Geschehendes, aber nicht von ihr Geleistetes. Maria ist mit Leib und Seele, d.h. mit ihrer ganzen Person in den Himmel aufgenommen werden. An ihr zeigt sich, dass die Gnade Gottes einen Menschen so durchwalten kann, dass sie mit ihm an ihr Ziel gelangt. Was sich an Maria ereignet, ist als Hoffnungsbild für die ganze Kirche zu verstehen. Sie ist der Prototyp einer neuen Schöpfung, die Bestand hat, weil Gott ihr das Heil verheißen hat. Das Dogma der Assumptio ist somit ein Aufweis der absoluten Treue Gottes. Die Verherrlichung Mariens steht nicht in Konkurrenz zur Herrlichkeit Gottes.

Maria für uns

Die Kanonisierung, Dogmatisierung, Ästhetisierung und Kultivierung Mariens in der römisch-katholischen Tradition bringt immer auch ein Stück der Distanzierung und Entfremdung mit sich. Stützt man sich auf das Neue Testament so finden sich m.E. folgende Aspekte wieder, wo wir in der Miriam von Nazareth eine vorbildhafte Lebens- und Glaubensgenossin entdecken.

Maria erscheint als eine „offene“ Frau, die sich nicht nur am Anfang ihres mütterlichen Lebens auf ein Wagnis einlässt, sondern eingefahrene Ansichten und Überzeugungen revidiert. Sie wandelt sich von der Missverstehenden, die ihren Sohn für verrückt hält, zur für ihn Einstehenden. Als „Offene“ kann sie Eltern zum Vorbild einer Erziehenden werden, die in ihrer Fürsorge und in ihrem Verständnis zutiefst gefordert war und letztlich loslassen musste. Erst durch das Weggehen ihres Sohnes nach Kapharnaum und dessen Aktivitäten in Galiläa scheint das Umdenken und dadurch eine Neugestaltung der Beziehung möglich geworden zu sein. Vielleicht wird darin auch eine Haltung Mariens besonders deutlich: das Vertrauen in Gott, der letztlich – trotz aller Widrigkeiten und Schwierigkeiten – das Gegenwärtige und Kommende ertragbar macht und zuversichtlich stimmt, da dieser Kraft und Halt verleiht.

Dieser Artikel wurde verfasst für: Thomas Schlager-Weidinger, Hochfest der ohne Erbsünde empfangenen Jungfrau und Gottesmutter Maria, 33-40, in: Krautter, Bernhard/Ortkemper, Franz-Josef (Hg.), Volk Gottes. Bibel und Liturgie im Leben der Gemeinde, 1/2010, Stuttgart 2009 (ISBN 978-3-460-26681-0); allerdings wurde er so nicht abgedruckt!